

Ökumene auf Schwäbisch?

Walter Kasper zwischen „Tübinger“ und „Römischer“ Schule

Hubert Wolf

„Erzogen“ in der schlimmen „Schule von Tübingen fehlt ihm natürlich das rechte Verständnis“ für die wahre Theologie, wie sie in Rom gelehrt wird. Während die Prälaten, die in der römischen Schule der Jesuiten an der Gregoriana als Zöglinge des Collegiums Germanicum ihre Ausbildung durchlaufen haben, sich schon infolge ihres Studiums durch eine tiefe Liebe zur Kirche und ihrem Oberhaupt, dem römischen Papst, auszeichneten, könne man eine solche Haltung vom Bischof von Rottenburg als Absolventen der staatlichen Katholisch-Theologischen Fakultät an der Universität Tübingen nicht erwarten. Es grenze daher schon fast an ein Wunder, dass der Rottenburger Oberhirte trotz der falschen Theologie, die er in Tübingen aufgesogen habe, es nicht an kindlichem Gehorsam gegenüber dem Heiligen Vater und seinem Vertreter vor Ort, dem Apostolischen Nuntius, fehlen lasse.

Nur keine Aufregung, meine sehr verehrten Damen und Herren! Die Rede ist in diesem Zitat natürlich nicht von der heute zu ehrenden Persönlichkeit, nicht von Seiner Eminenz Walter Kardinal Kasper, obwohl einige der genannten Epitheta durchaus dafür sprechen könnten. Denn:

Erstens war er von 1989 bis 1999 Bischof von Rottenburg.

Zweitens hat er in den Jahren 1952 bis 1958 seine Ausbildung in Tübingen absolviert und hier seine entscheidende theologische Prägung erhalten. In Rom studiert hat er nie.

Mehr noch: Er hat als Professor für Dogmatik von 1970 bis 1989 die „Tübinger Schule“ selbst maßgeblich mitgeprägt und sich stets ausdrücklich als deren überzeugter Anhänger bekannt.

Die Rede ist hier vom Vorvorgänger Kaspers auf dem Rottenburger Bischofsstuhl Johannes Baptista Sproll, der wegen seiner Widerständigkeit als einziger deutscher Bischof während der NS-Zeit von den damaligen Machthabern ins Exil gezwungen wurde. Die Äußerung stammt indes von keinem Geringeren als Eugenio Pacelli, dem späteren Papst Pius XII., der 1929 zum Abschluss seiner zwölf Jahre als Nuntius in Deutschland – zuerst seit 1917 hier in München, dann ab 1920 auch in Berlin – eine durchaus kritische Bilanz der kirchlichen Lage zog. Aber auch wenn Pacelli hier ausdrücklich nur von Sproll redet, könnte ein Teil seiner Verdikte auch auf den überzeugten Tübinger Walter Kasper zutreffen. In den Augen Pacellis hätte er jedenfalls kaum Gnade finden können – ein Vertreter der „schlimmen“ Schule von Tübingen als Kurienkardinal in Rom wäre für ihn schlicht unvorstellbar gewesen. Allerdings sollten Historiker bei Vermutungen und Formulierungen, die den Konjunktiv bemühen müssen, äußerst zurückhaltend sein. Wer keine belastbaren Quellen hat, sollte besser schweigen. Deshalb kann auch die Frage nach dem „kindlichen Gehorsam“ gegenüber dem Heiligen Vater nicht Gegenstand der Ausführungen eines Historikers sein.

Kehren wir zu den Fakten zurück: Walter Kasper wurde 1999 zum Sekretär und dann zum Präsidenten des „Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen“ berufen und 2001

Prof. Dr. Hubert Wolf, Professor für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Universität Münster

durch Johannes Paul II. zum Kardinal erhoben. Damit hat einer der profiliertesten Vertreter der „Tübinger Schule“ ein wichtiges und äußerst anspruchsvolles Kurienamt – das vatikanische „Ökumene-Ministerium“ – übernommen. Was sich auf den ersten Blick als Routinevorgang päpstlicher Personalpolitik darstellt, ist in historischer Perspektive nichts weniger als eine Sensation. Denn das äußerst negative Urteil Eugenio Pacellis aus dem Jahr 1929 über die „Tübinger Schule“ ist durchaus kein Einzelfall. In römischer Perspektive konnte aus Tübingen einfach nichts Gutes kommen. Ein tiefes Misstrauen des römischen Lehramtes und ein grundsätzlicher Antagonismus der „Römischen Schule“ gegenüber der „Tübinger Schule“ und ihren Vertretern durchzieht die Theologiegeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts wie ein roter Faden.

Dabei sind – wie könnte es auch anders sein? – die Begriffe „Römische“ und „Tübinger“ Schule in der Forschung durchaus umstritten. Verwendet man beide im weiten Sinn, dann ist damit zunächst einmal lediglich der Ort, die Universität, die „Schule“ also gemeint, an der jeweils Theologie betrieben wird: im einen Fall die von den Jesuiten geleitete päpstliche Universität der Gregoriana in Rom, im anderen die 1817 an der staatlichen Tübinger Universität gegründete Katholisch-Theologische Fakultät. In einer spezifischeren Verwendung stehen beide Schulbegriffe für eine typische Art und Weise des Theologietreibens: Römisch meint dann Neuscholastik oder Neothomismus, auf jeden Fall ein in sich hermetisch abgeschlossenes Denksystem. Tübingen dagegen steht für ein offenes Modell des Selbstdenkens, das Theologie in kritischer Auseinandersetzung mit den intellektuellen Strömungen der jeweiligen Zeit entwickelt. Beide Modelle schienen schlicht inkompatibel zu sein. Da sich das Römische Lehramt meist auf die Seite der „Römischen Schule“ stellte, stand das alternative theologische Tübinger Modell von Anfang an unter

Generalverdacht. Vorwürfe wie Unzuverlässigkeit, Unkirchlichkeit oder gar Heterodoxie waren an der Tagesordnung.

Fast jeder schwäbische Theologe seit Gründung der Tübinger Fakultät im Jahr 1817 bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil kam deshalb mit der Römischen Indexkongregation oder gar dem Heiligen Offizium in Konflikt. Schon die Gründer der „Tübinger Schule“ und der berühmten Theologischen Quartalschrift um Johann Sebastian Drey und Johann Baptist Hirscher mussten diese Erfahrung machen. In der zweiten Generation war neben Joseph Gehringer auch Johann Adam Möhler betroffen. Die Hermesianer in Bonn versuchten dessen Ökumene-Buch *Die Einheit* von Rom indizieren zu lassen – allerdings ohne Erfolg. Besonders schlimm erwischte es die Möhler-Schüler Johannes Evangelist Kuhn und Carl Joseph von Hefe in Zusammenhang mit der Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit auf dem Ersten Vatikanischen Konzil 1870. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts verlor der Dogmatiker Wilhelm Koch in der Modernismuskrise seinen Lehrstuhl. Karl Adams Jesusbücher – und damit sind wir bei der Generation der unmittelbaren theologischen Lehrer Walter Kaspers – schließlich landeten in den 1930er und 1940er Jahren mehrfach vor dem Tribunal der Römischen Inquisition.

Ein Tübinger Theologe, der später auch Bischof von Rottenburg werden sollte, musste den Konflikt mit Rom besonders intensiv erfahren und erleiden: der Kirchenhistoriker Carl Joseph von Hefe. Er wurde zwar unter massivem öffentlichem Druck als Konsultor für die Vorbereitung des Ersten Vatikanischen Konzils nachnominiert, nachdem die Vorbereitungskommissionen eindeutig von Vertretern der „Römischen Schule“ dominiert gewesen waren. Man hielt ihn aber von den entscheidenden Beratungen fern. Er durfte lediglich als Hilfsarbeiter das Zeremoniale des Konzils von Trient im Vatikanischen Geheimarchiv exzerpieren. Voller Wut und Enttäuschung über seine Kaltstellung schrieb er aus Rom in die schwäbische Heimat: „Je länger ich hier bin, um so deutlicher sehe ich ein, dass meiner Berufung als Consultor Concilii ein unehrliches Spiel zugrunde liegt. Rom wollte sich damit vor der Welt nur den Schein der Unparteilichkeit geben.“

Auch nach der Verabschiedung des Unfehlbarkeitsdogmas war Hefe fast ein Jahr lang nicht bereit, sich zu unterwerfen. Seinem Freund Kuhn sagte er: Lieber „als ehrlicher Schwabe, wenn auch suspendiert, in die Grube fahren“, als „aus Menschenfurcht falsches Zeugnis geben“. Und Bischof Ketteler von Mainz gegenüber äußerte er: „Sie sind ein Rheinfranke, und Ihr Rheinfranken seid gescheite Leute, und Ihr mögt das glauben [mit dem neuen Dogma], ich bin nur ein dummer Schwabe, ich kann das nicht.“ Hefes ganze menschliche und theologische Existenz, alles was er in Tübingen gelernt hatte, insbesondere die Wissenschaftlichkeit und Geschichtlichkeit der Theologie, standen auf dem Spiel. Schließlich unterwarf er sich doch nach langem Zögern, weil sich das dritte Merkmal der „Tübinger Schule“, die Kirchlichkeit, bei ihm durchsetzte: „Es ist aber der kirchliche Friede und die Einheit der Kirche ein so hohes Gut, dass dafür große und schwere persönliche Opfer gebracht werden müssen“ – schrieb er am 10. April 1871 an seinen Klerus.

Mit den Begriffen „Kirchlichkeit – Wissenschaftlichkeit – Geschichtlichkeit“ sind auch für Walter Kasper die entscheidenden Stichworte für die „Tübinger Schule“ und für seine eigene

Theologie gefallen, wie er in einem großen Aufsatz unter dem Titel „Verständnis der Theologie damals und heute“ bereits 1967 in der Festschrift zum 150jährigen Bestehen der Tübinger Katholisch-Theologischen Fakultät ausgeführt hat. Für ihn haben die theologischen Entwürfe der frühen Tübinger und vor allem auch die programmatischen Aussagen im ersten Heft der Theologischen Quartalschrift des Jahres 1819 nicht nur musealen Charakter, sind nicht nur historisch interessant. Hier hatten die Tübinger Gründerväter als Anspruch formuliert: „Auf dem Gebiete der Theologie mehr Licht zu verbreiten ... und auf diesem Wege nicht minder das Streben nach Wissenschaft anzuregen“. dabei aber stets „die Erscheinungen der jüngsten Zeit“ im Blick zu behalten, und nicht nur für Fachtheologen zu schreiben, „sondern für jeden gebildeten Katholiken, der mit Liebe seiner Kirche angehört“. Für Kasper steht dieses Programm nicht nur für „eine vergangene theologische Epoche“. Vielmehr haben das „Wesen und Selbstverständnis dieser Theologie“, ihre „leitenden Intentionen, Methoden und ihr beseelender Geist“ bleibende Bedeutung und Aktualität. Ja, sie sind die unverzichtbaren Grundprinzipien jeder zeitgemäßen katholischen Theologie. Von diesem bleibend gültigen Tübinger Fundament ausgehend sucht Kasper nach *Wegen der Einheit* und ringt um *Perspektiven für die Ökumene*.

Was heißt nun Wissenschaftlichkeit? Die Frage nach dem Wissenschaftscharakter der Theologie gehörte nicht nur 1817, sondern gehört auch heute zu den umstrittensten Themen überhaupt. Ihre Wissenschaftsfähigkeit wurde und wird entschieden bestritten. Als kirchliche Wissenschaft sieht man sie faktisch dem Einfluß der wissenschaftsexternen Instanz des kirchlichen Lehramtes ausgesetzt; als Glaubenswissenschaft unterliegt sie einer Voraussetzung, die dem modernen Wissenschaftsverständnis geradezu diametral zu widersprechen scheint. Der böse Satz, Theologie treiben sei halt nichts anderes als eine schwarze Katze in einem dunklen Raum zu suchen, die gar nicht da ist, und dann auszurufen, ich habe sie gefunden, ist typisch für diese kritische Einstellung. Die Theologie ist deshalb aufgerufen, ihre Wissenschaftstheorie präzise zu formulieren. Dies haben die Tübinger getan. Sie verstanden Theologie nicht im Sinne Homers als Erzählen von Göttergeschichten, nicht als konfessorische Rede oder Verkündigung, sondern als „des Glaubens eigenes Denkprojekt“, als *theo-logia*, als logisches Reden von Gott, das den Prinzipien von Vernunft und Methode folgt. Dabei muss allerdings das Vorverständnis der Theologietreibenden, der kirchliche Glaube als Voraussetzung, präzise benannt werden. Theologie ist deshalb Glaubenswissenschaft im Sinne des *fides quaerens intellectum*, des Glaubens, der von sich aus nach dem Verstehen fragt. Theologie hat den Glauben vernünftig zu begründen und Argumente für seine Plausibilität zu finden, die universal kommunikabel sein müssen. Daher gehört die Theologie für die Tübinger selbstverständlich in die *universitas litterarum*. Walter Kasper hat das in seiner mehrfach aufgelegten *Einführung in den Glauben* so auf den Punkt gebracht: „Wo Theologie bei ihrer Sache bleibt und sich um ein lebendiges Verstehen des Glaubens bemüht (*fides quaerens intellectum*), da wird sie von selbst zu einer Demonstration gegen die Glaubens- und Hoffnungslosigkeit innerkirchlicher Reaktionäre, die ja nur deshalb die disziplinären Schrauben anziehen ... weil sie ihrer Sache nichts zutrauen ... Wo Theologie bei ihrem

Leisten bleibt, da wird sie aber auch zu einer Demonstration des Glaubens und der Hoffnung gegen jene kopflose Flucht nach vorn, die ein reiches Erbe für das Linsenmus des fragwürdigen Beifalls derer verschleudert, die auch ohnedies bisher schon gemerkt zu haben glauben, dass an der Sache des Glaubens nichts dran ist.“

Und was heißt Kirchlichkeit? Theologie ist keine Religionswissenschaft, der es rein deskriptiv um die Beschreibung und Erforschung unterschiedlicher Religionen und ihrer Funktionen geht, die sich durch eine distanzierende Objektivität gegenüber ihrem Gegenstand auszeichnet. Theologie ist auch nicht mit Religionsphilosophie zu verwechseln, der es um ein „freies“ Nachdenken über Religion geht, ohne dass sich der Religionsphilosoph persönlich mit einer bestimmten Religion identifizieren müsste. Katholische Theologie findet vielmehr im Rahmen und im Auftrag der Kirche als Glaubensgemeinschaft statt. Der Theologe betreibt seine Wissenschaft als Glaubender und als Mitglied der Kirche. Dabei ist seine Funktion sowohl dem kirchlichen Lehramt als auch der Praxis der Gläubigen gegenüber aber durchaus eine kritische. Es geht den Tübingern also um eine selbständige und eine mündige Kirchlichkeit. Nach Kasper ist „die starke Betonung der Kirchlichkeit des Glaubens und der Theologie“ bei den Tübingern begründet in ihrem „geschichtlichen Ansatz“. Als Kronzeugen führt er Johann Adam Möhler an, für den die Kirche „die objektiv gewordene göttliche christliche Religion, ihre lebendige Darstellung“ sei. In ihr habe Christi Wort Fleisch und Blut angenommen, es sei „ihr Herzblut, ihr Odem, ihre Seele, ihr Alles“ geworden.

Was heißt schließlich Geschichtlichkeit? Tübinger Theologie lehnt jede ahistorische Betrachtung von Kirche und Glaube grundsätzlich ab. Sie nimmt radikal ernst, dass sich Gott im Christusereignis auf die Geschichte eingelassen hat und dass damit auch die Kirche den Gesetzen der Geschichte und der Entwicklung unterliegt. Die Theologie wird deshalb durch den geschichtlichen Prozess selbst je und je neu herausgefordert. Antworten auf veränderte Fragen und Situationen zu geben. Wer nicht nur von Geschichtlichkeit redet, sondern die Geschichte zu ihrem Recht kommen lässt, sieht sich als Theologe zum ständigen *Aggiornamento* von Glauben und Kirche verpflichtet. In den Worten Walter Kaspers: „Die Welt ist nun kein Kosmos

mehr, der als scheu zu verehrende und zu bewahrende Natur dem Menschen gegenübersteht; die Welt wird nun als geschichtlicher Prozess verstanden, als Material, aus dem die künftige Welt durch die eigene Tat des Menschen erst gebaut werden soll. So erfahren wir heute eine vorher kaum zu ahnende *Vergeschichtlichung aller Daseinsbereiche*, in der es kaum mehr etwas Festes und bleibend Gültiges mehr gibt, an das der Mensch sich halten könnte.“ Dies gelte auch und gerade für Kirche und Glauben.

Wissenschaftlichkeit, Geschichtlichkeit, Kirchlichkeit – zu diesen drei Begriffen, die für die „Tübinger Schule“ konstitutiv sind, tritt noch ein ganz praktischer Aspekt, der Tübinger Theologen für die Beschäftigung mit Ökumene geradezu prädestiniert. Es handelt sich um das sogenannte Tübinger Modell: An einer Universität wurden zwei theologische Fakultäten angesiedelt. Zu der alten evangelischen Fakultät der Landesuniversität Tübingen trat 1817 eine Katholisch-Theologische Fakultät. Die angehenden Pfarrer sollten auf Wunsch des württembergischen Königs nicht mehr länger an der erst 1812 errichteten katholischen Landesuniversität in Ellwangen studieren. Sie sollten „den katholischen Ort der Finsternis und Beschränktheit“ verlassen und sich im rein protestantischen Tübingen „die

Der Preisträger sucht auch in der Akademie das Gespräch mit orthodoxen Geistlichen

konfessionellen Ecken abschleifen“, um so für ein gedeihliches „ökumenisches“ Miteinander von Katholiken und Evangelischen im neuen Königreich Württemberg zu sorgen. Dieses Modell sollte auch an anderen deutschen Universitäten Schule machen. So ausgebildete katholische Theologen konnten und können der Begegnung, dem Gespräch, aber auch dem Streit mit evangelischen Kollegen nicht ausweichen.

Das Tübinger Rüstzeug für Kaspers Zug nach Rom dürfte damit ausreichend beschrieben sein. Für jemand, der wie er mehrere Jahre seines Lebens in Wäscheneuren verbracht hat, am Fuß des Hohenstaufen, dem Ort, an dem Friedrich Barbarossas Vorfahren den schönen Wäscherinnen nachgestellt haben sollen, reicht dies selbstverständlich noch nicht aus. Die großen Stauer sind nämlich nicht einfach mal so über die Alpen nach Rom gezogen, um sich die Kaiserkrone abzuholen. Sie haben sich auf die Begegnung mit den römischen Granden und dem Papst gründlich vorbereitet: Man ließ vorab Gelände und Topographie sondieren, informierte sich über die Stärke der päpstlichen Truppen, suchte Verbündete in Italien zu gewinnen und zog Erkundigungen über die Machtverhältnisse an der Römischen Kurie ein. Auf das römische Milieu und die Diskurse in der römischen Theologie hat sich auch Walter Kasper bestens vorbereitet. Zunächst hatte er sich bereits in seinem theologischen Erstlingswerk, der Tübinger Dissertation von 1962 mit der *Lehre von der Tradition in der Römischen Schule* beschäftigt. Der Übergang von den schwäbischen Spätzle zu den freilich wesentlich dünneren römischen Spaghetti dürfte ihm nicht schwergefallen sein, falls man nicht ohnehin die Theorie vertreten will, die Spätzle seien von den Stauern nach Italien gebracht worden und Spaghetti seien nichts anderes als „Spätzle light“.

Bei all seiner Kenntnis der „Römischen Schule“, bei all seiner stupenden wissenschaftlichen Erudition, die sich den Tübinger Studierenden in jedem dogmatischen Traktat von den Vorsokratikern bis zum aktuellsten Aufsatz von Karl Rahner und Joseph Ratzinger offenbarte, ist Walter Kasper auch in seiner Tätigkeit als Vorsitzender des Päpstlichen Einheitsrates ein überzeugter Tübinger geblieben. Es gibt von ihm keinen Vortrag und keinen Aufsatz zum Thema Ökumene, in dem nicht explizit oder zumindest implizit auf die Tübinger Theologie rekurriert wird. Deshalb kann man durchaus die These

Kardinal Friedrich Wetter begrüßt Oberkirchenrat Hans-Martin Weiss, den evangelischen Regionalbischof von

Regensburg, der in Vertretung von Landesbischof Johannes Friedrich gekommen ist

formulieren: Walter Kasper treibt im Spannungsfeld von „Tübinger“ und „Römischer Schule“ „Ökumene auf schwäbisch“. Als Belege möchte ich stellvertretend für viele nur zwei einschlägige Stellen anführen:

Im Vorwort der deutschen Ausgabe seines 2005 erschienenen Buches *Wege der Einheit* setzt sich Kasper mit der resignativen Stimmung auseinander, in der sich das ökumenische Gespräch nach einem kurzen Frühling im Gefolge des Zweiten Vatikanischen Konzils befindet. Nicht wenige Ökumeniker sprächen derzeit statt von einer „versöhnten Verschiedenheit“ von einer „unversöhnten Verschiedenheit“, von einer „Kircheneinheit ohne wirkliche Einheit“. Kasper will sich mit dieser „theologisch allzu bescheidenen“ Zielvorstellung nicht begnügen. Dazu zitiert er Joseph Ratzinger: „Die Kirchen sollen zwar Kirchen bleiben, aber doch immer mehr eine Kirche werden“. Das erfordere aber ernsthafte theologische Arbeit. „Folgt man den Anregungen der Tübinger Schule des 19. Jahrhunderts ... dann besteht die spannende theologische Aufgabe darin, die bestehenden Gegensätze im Glauben so aufzuarbeiten, dass aus kontradiktorischen Aussagen komplementäre, sich gegenseitig ergänzende und bereichernde Spannungen werden. Dies wäre dann wirklich versöhnte Verschiedenheit.“

Wiederholt zitiert Kasper aus Johann Adam Möhlers *Einheit*. Dessen organologisches Kirchenverständnis ermöglicht es ihm einerseits, unterschiedliche geschichtliche Realisationsformen von Kirche anzunehmen sowie den Entwicklungsgedanken, der dem Prinzip der Geschichtlichkeit zugrunde liegt, bejahen zu können, und andererseits zugleich an einer bleibenden Identität im Wesen der Kirche festzuhalten. Besondere Bedeutung kommt dabei den Schlusssätzen des Paragraphen 70 der Möhlerschen *Einheit* zu, in denen Kasper zugleich sein Modell von Ökumene treffend charakterisiert sieht: „Zwei Extreme im kirchlichen Leben sind aber möglich, und beide heißen Egoismus; sie sind: Wenn *jeder* oder wenn *einer* alles sein will; im letzten Fall wird das Band der Einheit so eng und die Liebe so warm, dass man sich des Erstickens nicht erwehren kann; im ersteren fällt alles so auseinander, und es wird so kalt, dass man erfriert; der eine Egoismus erzeugt den anderen; es muss aber weder einer noch jeder alles sein wollen; alles können nur alle sein und die Einheit aller nur ein Ganzes. Das ist die Idee der katholischen Kirche.“ Kasper schließt: „Eine solche Vision würde alle wesentlichen katholischen Positionen wahren und zugleich der Kritik unserer getrennten Brüder Rechnung tragen.“

Der Umsetzung dieser Vision stehen aber zahlreiche Schwierigkeiten bei den getrennten Schwestern und Brüdern, aber auch in der katholischen Kirche selbst entgegen. Da braucht es den „Mut, in eine offene Begegnung mit den geistigen Strömungen der Zeit einzutreten“, wie ihn Walter Kasper den frühen Tübingern mehrfach bescheinigt hat. Und er selbst hat diesen Mut nicht nur im Gespräch mit den Kirchen der Reformation und den orthodoxen Kirchen unter Beweis gestellt, er hat das klare Wort auch innerkirchlich nicht gescheut.

Ich erinnere nur an die pastorale Initiative der Bischöfe der Oberrheinischen Kirchenprovinz zur Ermöglichung einer Gewissensentscheidung einzelner Wiederverheirateter Geschiedener zur Teilnahme an der Eucharistie, die von hoher seelsorgerlicher Sensibilität zeugt. Dieser Vorstoß wurde von der Kongregation für die Glaubenslehre allerdings zurückgewiesen.

Ich erinnere nur an den Disput Walter Kaspers mit Joseph Ratzinger über das Verhältnis von Universal- und Ortskirche. Ein Hervorgehen der Ortskirchen aus der universalen Kirche lehnte Kasper als historisch unzutreffend ab, weil die „Kirche ... von Anfang an ‚in und aus‘ Ortskirchen“ bestand. In dem Konzept Ratzingers sah Kasper den „Versuch einer theologischen Restauration des römischen Zentralismus“ am Werk. Diese theologische Auseinandersetzung auf dem Feld katholischer Ekklesiologie war für ihn durchaus auch von ökumenischer Bedeutung, wie Kasper in der „Freundschaftlichen Auseinandersetzung mit der Kritik von Joseph Kardinal Ratzinger“ in den *Stimmen der Zeit* 2000 schrieb: Die ökumenische Zielvorstellung einer „Communio-Einheit der Kirche“ könne von Seiten der katholischen Kirche „nur dann ökumenisch glaubwürdig vertreten“ werden, „wenn wir in unserer eigenen Kirche das Verhältnis von Universal- und Ortskirche als Einheit in der Vielfalt und als Vielfalt in der Einheit exemplarisch verwirklichen. Eine einseitig universalistische Sicht dagegen weckt schmerzliche Erinnerungen und Misstrauen; sie wirkt ökumenisch abschreckend“.

Ich erinnere nur an die Stellungnahme Kaspers zur Erklärung der Kongregation für die Glaubenslehre „Dominus Jesus“, in der den kirchlichen Gemeinschaften, „die den gültigen Episkopat und die ursprüngliche und vollständige Wirklichkeit des eucharistischen Mysteriums nicht bewahrt haben“, das Kirche-Sein „im eigentlichen Sinn“ abgesprochen wurde. Kasper stimmte der Sache nach den Feststellungen der Glaubenskongregation selbstverständlich zu und stellte fest, dass damit „nichts Neues“ gesagt worden sei. Er kritisierte aber den Ton und den Stil des Dokuments. „Viele Menschen, auch viele meiner Freunde in der eigenen wie in anderen Kirchen“ seien dadurch „enttäuscht, verwundet und verletzt“ worden. Statt davon zu reden, die aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen seien keine Kirchen „im eigentlichen Sinne“, ziehe er die vom früheren Präsidenten des Einheitsrates Kardinal Willebrands geprägte Formulierung „neuer Typ von Kirchen“ vor. Hier handelte Kasper ganz seinem bischöflichen Wahlspruch entsprechend: „veritatem in caritate“ – die Wahrheit tun, aber sie in der Liebe tun.

Im Hinblick auf die vom 29. Juni dieses Jahres datierenden „Antworten“ der Kongregation für die Glaubenslehre „auf Fragen zu einigen Aspekten bezüglich der Lehre über die Kirche“ und ihre Anwendung hat Karl Kardinal Lehmann in seinem Eröffnungsreferat der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz Kardinal Kasper eine wichtige Rolle zugeordnet. Lehmann hielt es für nicht angebracht, „selbst notwendige Erinnerungen und Mahnungen verbindlicher Aussagen der Kirche, besonders im ökumenischen Gespräch, im Abstand von wenigen Jahren nur zu wiederholen“. Um „zu einem weniger konflikthaltigen Text zu kommen“, sei eine „viel engere Zusammenarbeit zwischen der Kongregation für die Glaubenslehre und dem Päpstlichen Rat für die Förderung der Einheit der Christen notwendig, damit der Einheitsrat auch seine eigenen Erfahrungen in ein solches Dokument wirksam einbringen kann“.

Walter Kardinal Kasper hat mehrfach Mut bewiesen. Er selbst braucht aber für die schwierige und durchaus konflikträchtige Aufgabe, im Spannungsfeld von „Römischer“ und „Tübinger Schule“ „Ökumene auf schwäbisch“ zu betreiben, auch Unterstützung und Ermutigung. □